

## Review

**Nils Plath:** *Hier und anderswo. Zum Stellenlesen bei Franz Kafka, Samuel Beckett, Theodor W. Adorno und Jacques Derrida*. Berlin: Kadmos, 2017. 560 S.

Rezensiert von **Alexander Waszynski**: Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, Department Germanistik und Komparatistik, Bismarckstraße 1B, 91054 Erlangen, Deutschland, E-Mail: alexander.waszynski@fau.de

<https://doi.org/10.1515/arcadia-2020-0014>

Nach Verabschiedung des rezeptionsästhetisch hypostasierten Lesers erschließen Handbücher das Thema ‚Lesen‘ mittlerweile in breiter literatur- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. Daneben stehen Positionsbestimmungen in der Nachfolge des *deconstructive criticism* sowie Angebote, im *distant* (Franco Moretti), *diffractive* (Karen Barad) oder *surface reading* (Stephen Best/Sharon Marcus) Alternativen zum Imperativ des *close reading* zu erarbeiten. Aus Sicht der neueren Kulturtechnikforschung muss das Lesen zusammen mit benachbarten Körperfaktiken und Techniken verhandelt werden.

Mit *Hier und anderswo. Zum Stellenlesen bei Franz Kafka, Samuel Beckett, Theodor W. Adorno und Jacques Derrida* hat Nils Plath eine provokative Kritik des Lesens vorgelegt, die konsequent als Nachlese des posthermeneutischen Diskurses angelegt ist. Sie geht Impulsen der literarischen Moderne ebenso nach wie Aspekten der Systemtheorie Niklas Luhmanns, läuft aber vor allem mit Jacques Derridas Schriften auf die These zu, dass sich das Lesen als Tätigkeit überhaupt nicht angemessen fassen lässt. Unter der Prämisse einer ‚Unfeststellbarkeit der Stelle‘ (vgl. 20–22) geschieht dies anhand einzelner Passagen, die meist vom Lesen, genauer: vom Lesen von Stellen handeln. Stillschweigend etablierte Vermeintlichkeiten wie Datier- und Messbarkeit, Aktcharakter und Dauer werden systematisch abgetragen. Eingeführt wird stattdessen eine Zeitdifferenz, eine den Akt des Lesens störende „Zwischenzeit“ (26), die das „Hier und Jetzt“ (316) in das titelgebende „Hier und anderswo“ umsetzt.

Die neun Kapitel umfassende Arbeit beginnt mit Franz Kafkas „Schreibtischstellen“ (41) und deren Verschränkung von Rückverweis, Wiederholung und uneingelöster Ankündigung. Die präsentierte „Inventarisierung der Dinge“ (35) des ungeordneten Schreibtischs wird nicht als Geburt der Autorschaft verstanden, sondern als „Widerstand gegen die Funktionalisierung von Literatur“ (38). Karl Roßmanns Dialog mit dem Studenten in *Der Verschollene* (1927) bereitet dann das Argument vor, dass es unmöglich sei, den Akt des Lesens vollständig zu beobachten. Herausgearbeitet wird die Unvereinbarkeit (vgl. 335) einer an Ort und Stelle

verweilenden „statarischen“ (50) mit einer „kursorischen“ (50) Lektüre, hergeleitet über Kafkas Kritik am „flüchtig“, bloß „stellenweise“ oder auch „gar nicht“ (50) gelesenen eigenen Werk. Ein beiden Modi gemeinsames Zeitmaß sei nicht zu halten. Anstelle einer stabilen Alternative der Lesetempi unterbreitet die Studie den Vorschlag, im Anschluss an Kafka mit Luhmann über die These zur Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen hinaus zu gehen: „Stellenlesen radikaliert die Behauptung der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, lässt es – nur scheinbar tautologisch – zu, von der Ungleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen zu sprechen.“ (73) Die Verbindung von Systemtheorie und Dekonstruktion, deren Vergleich schon häufiger und auch im engeren thematischen Einzugsbereich<sup>1</sup> gesucht worden ist, ist auf dem gezielt eng gehaltenen Raum des Arguments überzeugend.

Lektüren seien zwar, so die Stoßrichtung des zweiten Kapitels, nicht einfach gegenwärtig, aber doch zeitgebunden und durchaus nachlesbar. Dieses Modell ist an Derridas nicht-linearen Lesebewegungen bemessen, die „Nachlese[n] eigener Vorlektüren“ (90) oder zuvor schon einmal Zitiertes miteinbeziehen. Damit hängt auch die eigentümliche „Daten-Nachlese“ zusammen, die Derrida anhand von Paul Celans Meridian-Rede vorführt (78–80). Plath folgert daraus, dass die Möglichkeit geteilter Lesezeit oder Zeitgenossenschaft prekär bleibe (vgl. 123). Gesucht wird vielmehr eine andere Art des „Zusammen-Seins“ (124). Es berge „Knoten, Kondensationspunkte, Orte intensiver Bewertung, scheinbar unausweichliche Bahnen der Entscheidung oder Interpretation“<sup>2</sup>, die in *Hier und anderswo* als „Stellen“ gefasst werden. Daraus resultiert ein über Barbara Johnsons Appell zur wiederholten Lektüre hergeleitetes „Lektüreverweisverfahren“ (131).

Die Konstellation des dritten Kapitels hat ihren Schwerpunkt in Celans Büchner-Preis-Rede (1960). Um die These zu formulieren, dass Derridas Verfahren „in sich plural[]“ (203) sei, werden von dort aus Berührungspunkte mit anderen Autoren (Maurice Blanchot, Walter Benjamin) aufgezeigt und klassische Einsatzpunkte der dekonstruktiven Kritik – Autorität, Souveränität, Ereignis, Gegenwärtigkeit, Ansprache – für das Stellenlesen fruchtbar gemacht: als nichtsouveränes, sich selbst nicht gegenwärtiges, anachronistisches, antihierarchisches und in einem nichtpräsentischen Sinn ereignishaftes Lesen. In einer Art Zirkel wird es auf die übergeordnete Kritik zurückgewendet: „Kritik an der Souveränität kann – nach Derrida – nur als Lesevollzug, als Lesestellenreflexion stattfinden.“ (175)

Das umfangreiche vierte Kapitel setzt ein mit der an Hans-Georg Gadamers Celan-Interpretation gerichteten Frage nach dem Wissen, dessen es aufseiten der

---

1 Etwa in Axel Fliethmanns 2001 erschienener Arbeit *Stellenlektüre. Stifter – Foucault* (Tübingen: Niemeyer, 2001).

2 Jacques Derrida: *Die Tode von Roland Barthes*. Übers. Gabriele Ricke u. Ronald Voullié. Berlin: D. Nishen, 1987. 85.

Lesenden bedarf, und endet mit einer ausführlichen Diskussion der Zeugenschaft. Indem sich Plath einer eigenen Celan-Analyse enthält und stattdessen Kreuzungs- und Streitpunkte bereits vollzogener Analysen aufzeigt, legt er nahe, dass nicht jenseits der Anerkennung solcher „Lektürewirklichkeiten“ (210) angesetzt werden kann. Dass dies ein kritisches Unterfangen ist, zeigt die Diskussion von Gadamers als Nachruf getarnter Kritik an Peter Szondi, der die Entstehungsgeschichte von Celans Gedicht „Schneepart“ (1971) stark gemacht und in seiner Emphase des produktiven Nichtwissens ein vorausgängiges und zeitgebundenes Wir etabliert hatte. Dieser Ansatz wird nun von zwei Seiten her angegriffen: über Derridas Hermeneutik-Kritik und über eine weitere Celan-Lektüre Szondis (zu „Du liegst“). Die Ansprüche der Literatur werden hier aus einer immanenten Kritik ihrer Rezeptionsgeschichte gleichsam indirekt restituiert. Szondis mit Kontextwissen angereicherte Lesart betreffe spätere Nachlesen unmittelbar: „Es setzt *uns*, die wir uns über die Daten fortschreiben, dem aus, was Nicht-Wissen gerade gegenüber dem Datum bedeuten kann.“ (229)

Ähnlich funktioniert das Argument zur Zeugenschaft: „Sich dem Zeugnis auszusetzen und es nachzulesen, wird heißen, in der dadurch erfahrenen Ungegenwärtigkeit des Zeugens wie des Zeugen des Zeugens, dessen Gegenwart von einer Abwesenheit vom Augenblick des Bezeugten bestimmt wird, auch die sprachliche Vergegenwärtigung des eigenen Gegenwärtig-gewesen-Seins als von einer wesentlichen Abwesenheit gekennzeichnet zu verstehen.“ (295) Passagen wie diese zeichnen sich durch ihre argumentative Feinjustierung und Sensibilität für derzeit virulente Diskurse aus (so zur „Exposition“). Die Komplexität des Textes röhrt daher, dass die These nur auf dem Niveau einer Kritik, die fortwährend Stabilisierungen hinterfragt, formulierbar wird. Zentrale, die Einwände gegenüber Gadamer und letztlich auch gegenüber Szondi vorprägende Bezugspunkte sind Derridas Gedenkrede in *Der ununterbrochene Dialog* (2004) sowie *Schibboleth: Pour Paul Celan* (1986). Die Arbeit schreckt allerdings vor dem Schritt zurück, das in dieser Wiederaufnahme seinerseits Unbefragte zu suchen. Gerade der Ansatz bei sich überlagernden Lektüregängen hätte hier eine interessante Option aufschließen können und unter Aufrechterhaltung der These zur Notwendigkeit der Nach- und Gegenlese womöglich gegenläufige und vom Material her fassbare Bewegungen beschreiben können.

Das fünfte, immer wieder den Mai 1968 thematisierende Kapitel verfolgt Szenen der Stellenlese, wobei die Anlage in zwanzig knappen Teilanalysen eine nach Autorennamen geordnete Bündelung durchbricht. Die über die Zeitungslektüre und Kafkas „Raban“-Erzählung eingebrachte mediale Dimension wird mit Derridas „Aufmerksamkeit einer kritischen Gegenlese“ (313) verbunden, die um ihre Verortung „im Massenmedium“ (309) weiß. Plath unterstreicht daran erneut die Verwiesenheit an ein Anderswo, den „von keiner Stelle letztlich bestimm-

baren Ort des Schreibens und des Lesens“ (314). Gezielt anachronistisch zugeschnitten ist die über die Koinzidenz früherer Nennungen des 11. Septembers aufgenommene Fährte, die mit dem Verweis auf die integrale technische Reproduzierbarkeit im „Ereignis“ an Plausibilität gewinnt. Vermittelt über divergierende Lesarten G. W. F. Hegels wird ein weiteres Konfliktfeld berührt, nämlich zwischen Dekonstruktion und Kritischer Theorie. Zwar spreche Adorno wiederholt von Stellen und „fast ausnahmslos in Superlativen“ (350), allerdings stehe, so der Haupteinwand, eine unverrückbare Emphase der Ganzheit dahinter, die einem mit und nach Derrida profilierten Stellenlesen entzogen bleibe. Indem es späteren Relektüren und Kontiguitäten überantwortet sei, bleibe es genuin plural. „Die einzelne Stelle gibt es nicht.“ (348) Plath folgert daraus ein prekär gewordenes „Wir in der Ungleichzeitigkeit ihrer jeweiligen Zeiten“ (377). Es bedürfte einer eigenen philologischen Arbeit, das ausgebreitete Netz im Detail auseinanderzulegen: Derrida und Samuel Beckett lesen Karl Marx, mit Blick auf Kafka liest Adorno in „Versuch, das ‚Endspiel‘ zu verstehen“ (1961) wiederum Beckett. Die elegant verknüpfende und immer mehr AutorInnen miteinbeziehende Kompilation ist bereits die Komposition. Zugunsten der Auseinandersetzung mit Kafka und Derrida treten dabei die Beckett- und Adorno-Analysen allerdings zurück.

Vor das Schlusskapitel sind drei kurze Lektüren geschaltet. „Den Ort denken, der uns Sprachraum ist“: Plath organisiert dieses in sich runde Kapitel um Kafkas Erzählung „Ein altes Blatt“ (1920). Die darin entwickelte topologische und geografische Anordnung wird auf grundsätzliche Probleme des Erzählens und der Übersetzbarkeit bezogen: auf einen „krisenhaften Zustand nach Babel“ (444). Im siebten Kapitel rückt Walter Benjamins Rehabilitierung des Zitats in den Mittelpunkt. Mit Derrida und gegen Adornos Kritik am fragmentarischen Charakter von Benjamins Philosophie wird die „gespenstische Kraft“ (Hannah Arendt) des Zitats verteidigt. Die nicht eigens herausgehobene Pointe des vorletzten Kapitels zu „Derridas Beckettstellenlesen“ (468) liegt darin, dass das titelgebende „Anderswo“ nun selbst in Zitation – aus dem Epilog zu Derridas Vortrag „Einsprachigkeit des Anderen oder die Prothese des Ursprungs“ (1997 [1992]) – angebracht wird. Das Argument funktioniert seinerseits als Verweis. Wesentlicher Ertrag des Schlusses ist die Verbindung eines unverortbar bleibenden Lesens mit der Notwendigkeit zur Verantwortungsübernahme:<sup>3</sup> „Dieser Bezug auf den Anderen als Voraussetzung allen Antwortens, der auf sich selbst rückverweist und den unsicheren oder den – angesichts gewisser machtvoller Selbstbehauptungen – zu verunsichernden Sta-

---

<sup>3</sup> Ähnlich auch Derek Attridge: *Reading and Responsibility. Deconstruction's Traces*. Edinburgh: Edinburgh UP, 2010.

tus des so genannten Eigenen als in Korrespondenzen eingeschrieben begreifbar machen lassen kann, findet in Lektüren statt.“ (528)

Das auf mehr als 500 Seiten erprobte Verfahren hat seinen Vorteil darin, Lektürekonstellationen auf subtile Weise nachvollziehen und theoretisch pointieren zu können; es hat seinen Nachteil darin, dass der Text mitunter zitatlastig und gelegentlich redundant herauskommt. Als Mitherausgeber des 2002 erschienenen Bandes *Anführen – Vorführen – Aufführen. Texte zum Zitieren* wird Plath dieses Risiko zugunsten des destabilisierenden Potenzials des Zitats bewusst in Kauf genommen haben. Behält es dieses Potenzial, wenn es in den Dienst der diskursiven Autorisierung tritt? Paradoxalement wirken gerade die Derrida-Passagen gelegentlich unantastbar. Gemessen an der formulierten These, dass die Lektüre verändernd wirkt, lässt sich entsprechend danach fragen, inwiefern auch *Hier und anderswo* sein Material verändert. Indem weit über das bloße Wortvorkommen im semantischen Umfeld des Lesens hinausgegangen wird, erarbeitet die Studie in der Tat einen transformierenden Blick auf den Komplex der Stellenlese und kann an Derridas Schriften eine bislang nicht ausführlich besprochene Dynamik der Textstellenarbeit beschreiben. Der mögliche Vorwurf, dass in der Anbildung des Verfahrens an seine Gegenstände die gebotene Distanz unterlaufen werde, ist insofern unangebracht, als es eben diese Drehung ist, die erlaubt, vergangene Lektüregänge noch einmal mit ihrem eigenen Ertrag zu konfrontieren. Analog zur vertieften Diskussion des Ungleichzeitigen wäre eine kritische Auseinandersetzung mit der Struktur des Verweises – und mit dem möglichen Zusammenschluss der Dynamik der Stellenlese zu einem „Verweisungszusammenhang“ (Martin Heidegger) – für die Argumentation eventuell hilfreich gewesen, ebenso mit gegenwärtigen Überlegungen zu einer hermeneutischen „Stellenkunde“ (Joachim Jacob). Ungeachtet dieser eher mitdenkend angeführten Aspekte bleibt Plaths Mahnung vor dem Abrutschen in Vermeintlichkeiten eindringlich und plausibel. Neu ausgeleuchtet wird nicht nur ein Grenzbereich zwischen literarischer Moderne und Theoriebildung im 20. Jahrhundert, sondern auch ein ganzes Spektrum des Blätterns, Suchens und Sich-Verlierens. Vor allem stellt das Buch heraus, dass kein Deut gewonnen ist, wenn die Ansprüche der Dekonstruktion zugunsten einer besseren Handbarkeit der Ergebnisse allzu schnell verworfen werden. Pauschale Nivellierungen tilgen jenen Imperativ zur konstellativen Lektüre, der hier ebenso begründet wie befolgt wird.